

(Nachdruck verboten.)

42]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kas mussen.

Abends kochte Mabruka einen Mohnkopf. Das Wasser mit seinem Inhalt an Opium wurde dem Kinde eingeflößt, wie es die arabische Kinderpflege erfordert, und dann hatte das Haus Frieden bis zum nächsten Morgen, wo der Kleine aus seinem Kausche erwachte und wie besessen weiterschrie.

Am vierten Tage stand Sultana auf, ein wenig schwindlig und sehr müde.

Und das Kind? Nachdem es fünf Tage bei seiner Amme geschrien und fünf Nächte in einem tiefen narkotischen Schlafe gelegen hatte, wollte es der Himmel, daß es nicht mehr zu dem sechsten Schreitage erwachte, sondern seinen Kausch im Paradies der Unschuldigen weiterschleief. —

Als Abdallah sah, daß der Lebensfunke unwiderruflich erloschen war, begann er zu heulen wie ein Wolf. Nicht daß er mit dem Herzen trauerte, aber er fühlte sich von Verzweiflung und Wut überwältigt wie einer, der auf dem Ufer steht und seine Schiffe verbrennen sieht.

Sultana war die nächste, über die sein Zorn sich ergoß. „Wieder hast Du den Fluch über mein Haus herabgeschworen! Aber diesmal sollst Du wahrhaftig fort von hier! Ich verstoße Dich!“

Dieser Ausbruch kam so unvermutet über die noch schwache Sultana, daß sie kaum Zeit fand zu denken. Die Worte sengten ihr Antlitz wie eine Flamme und sie brauste auf:

„Verstoße mich nur, roher Bauernknecht! In Tunis harri meiner ein vornehmer Mann! Ich reise zu Marcel Barriere.“

Abdallah stutzte eine Sekunde, aber der Gedanke war zu barock, als daß er ihm Glauben schenken konnte.

„Verheirate Dich mit einem Heiden, einem Hund oder einem Esel — mit wem oder was Du willst! Du bist für mich wie ein totes Ding!“

Aber gleich darauf berente Sultana das Gesagte. — Die Frauen kamen, um die kleine Kindesleiche zu waschen, und die wilde Totenflage begann.

Sultana und Mabruka stimmte mit all den Weibern ein, die zur Besichtigung der Leiche gekommen waren. Sie rissen sich ganze Haarbüschel aus und fragten ihr Gesicht blutig, so daß die Tränen blutuntermischt über die Wangen rannen.

Nachdem man soviel geweint hatte, wie der Brauch es vorschrieb, nähte man die Leiche in ein Tuch ein und legte sie auf eine Galfamatte in den Schatten der mitten im Hofe stehenden hohen Palme. Keine Blumen milderten das Grauen des Todes.

Die vier Alten aus der Zäunia begannen feierlich das Totengebet zu lesen, die ganze lange Sure des Korans, die mit den mystischen Buchstaben „J. S.“ bezeichnet ist.

Sie singen und singen, während der ganze Hof und die angrenzenden Gemächer sich allmählich mit teilnehmenden Freunden füllen und die Frauen sich zurückziehen.

„Sollte der Baumeister der Himmel und der Erde nicht Menschen bilden können gleich Euch? Er kann es. Er ist der erleuchtete Schöpfer.“

So groß ist seine Macht, daß seine Stimme Wesen er stehen läßt aus dem Nichts.

Gepriefen sei er, der die Zügel des Alls in seinen Händen hält! Alle Sterblichen werden aufs neue vor ihm erstehen.“

So schliefen sie das Totengebet. Abdallah selbst stimmte die Vorda an, den Gesang für die Toten, und seine Freunde und Brüder fallen im Chor ein.

Nun kommt die Bahre, auf welche die mit dem roten Trauertuch bedeckte Leiche gelegt wird.

Vier Kadrias heben die Bahre auf ihre Schultern, und ihnen schließt sich das ganze große Gefolge an, das im Hause keinen Platz gefunden und auf der Gasse gewartet hat.

Keine Glocken läuten. Kein Imam spricht, und man geht nicht zur Moschee, die von keiner Leiche verunreinigt werden darf.

Vor der Bahre geht eine Schar blinder Bettler. Ihre leeren Augenhöhlen wenden sich dem gesegneten Himmelslicht zu, und sie singen ohne Unterlaß hunderte von Malen die einzige selbe kleine Strophe: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet!

Sie singen es bis zum letzten Augenblick, damit der Tote sein Glaubensbekenntnis nicht vergesse, wenn er, was binnen kurzem geschieht, den Besuch der Engel des Gerichts empfängt.

Auf dem Friedhof vor den Mauern, zwischen unansehnlichen, getünchten Gräbern, schließt man einen Preis um die Bahre und betet mit gen Metka gewandtem Antlitz das letzte Gebet für den Toten, der nun der Erde übergeben wird.

Das Gefolge beginnt sich aufzulösen. Nur die Kadrias bleiben zurück. Sie haben die großen Rosenkränze um die Handgelenke geschlungen und beten ihre Fataha wieder und wieder, bis jede der neunundneunzig Perlen durch ihre Finger gelaufen ist.

Als letzter von allen geht Abdallah selbst.

Es ist, als könnte er sich nicht von dieser Erde losreißen, in der er heute all seine stolzen Zukunftsträume begraben zu haben glaubt.

27.

An demselben Abend, als die Sonne sank und der Vollmond emporstieg, nahm Abdallah wiederum den Weg zum Grabe seines kleinen Neugeborenen.

Er warf sich neben dem letzten Grabe auf das Antlitz und betete: denn in dieser Nacht geschah es ja, daß die Engel des Gerichts herniederstiegen und den Kleinen verhörten. Er wollte dem Kinde in diesen fürchterlichen Stunden nahe sein und Allahs Gnade anrufen, damit nicht der Fluch, der über des Kindes Haupt ruhte, ihm in das kommende Leben folgte.

Die ganze Nacht lag er im Gebet zwischen den Gräbern. Seine Lippen murmelten die langen Sures, die er auswendig konnte, seine Gedanken aber gingen weite Wege.

Was würde die Zukunft bringen?

Was sollte er mit Sultana tun?

Nun sah er ja, daß der Himmel es ihm nicht erlaubte, ein Kind von ihr zu haben.

Er mußte sich ein üppiges, unverderbtes Weib nehmen von den großen Zelten unter dem freien Himmel, am besten ein Mädchen aus seinem eigenen Hamamastamm.

Dann aber zwang sein Kontrakt ihn, Sultana zuerst zu verstoßen, wie er es ja auch schon im Zorne getan hatte.

Ein Wort ist rasch ausgesprochen. Nun wirbelten die Gedanken auf und zeugten bittere Zweifel. Er war mit Knoten gebunden, die sich nicht lösen ließen. Was er auch tat, so war es verkehrt.

Er mußte sich von Sultana trennen — konnte es aber nicht.

Es gab wohl auch praktische Gründe, die es bedenklich erscheinen ließen, sie fortzuschicken.

Sie war von allen Armen und von allen Frauen geliebt. Ja, mehr als dies. Seit jener Nacht, da das herabstürzende Dach die Kinder verschonte, die sie auf ihr Bett gelegt hatte, wurden die ältesten Turbane feierlich, wenn sie bloß ihren Namen nannten. Man konnte niemals sicher sein, ob die abergläubischen Reger nicht eines schönen Tages anfangen würden, sie geradezu als Heilige anzubeten.

Dennoch fürchtete er sie nicht als Nebenbuhlerin. Er traute es sich immerhin jederzeit zu, ihre Heiligkeit in ein solches Licht zu stellen, daß man sie bloß als Wirkung und Ausstrahlung seiner eigenen betrachtete.

Dagegen würde seine Popularität und sein Ansehen als Marabu selbstredend in ernste Gefahr geraten, wenn er Sultana aus Gassa fortschickte. Namentlich die Armen würden über ihren Verlust murren.

Aber Abdallah hatte auch tiefe persönliche Gründe, seine Gattin bei sich zu behalten.

Er dachte an ihre Keuherung über Marcel, die an Wahrscheinlichkeit gewann, wenn er bedachte, wie oft sie die Frechheit gehabt, diesen gottlosen Heiden auf Kosten ihres Mannes hervorzuhoben.

Das machte ihn eifersüchtig wie den Propheten, der im

Koran anderen verbietet, die Weiber zu ehelichen, die er selbst befehlen hat.

Sultana saß tiefer in seinem Herzen, als er selbst es wußte.

Sie war ihm eine süße Wohlhust. Sie war ihm eine Wohlhust, selbst in ihrer Widersetzlichkeit, selbst wenn er sie schlug. Es reizte ihn nur um so mehr, wenn sie sich von ihm wandte und andere rühmte.

Wo sollte er die Kraft hernehmen, zuzusehen, wie sie hinging und ihr ganzes Zusammenleben mit ihm einem fremden Manne auslieferte!

Aber wie sollte er es andererseits verhindern, da er es doch seinem Ansehen schuldig war, der Welt zu zeigen, daß der Himmel ihm einen Sohn gönnte?

So lag er da in einem Wirrsal von Gedanken, während die Lippen Gebete murmelten und die Perlen des Rosenkranzes mechanisch durch seine Finger liefen.

Als der Mond seine Bahn über den Himmel vollendet hatte, stand er auf und ging heim.

Sultana schlief noch und er wollte sie nicht sehen.

Von Sorgen und Zweifel gequält, ging er zeitlich des Vormittags zu dem alten Freunde seines Vaters, dem Cadi, einem verständigen Manne, der an der grünen Moschee in Kairo, der vornehmsten Universität des ganzen Islams, studiert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Hankau.*)

Von Alfons Paquet.

Der Europäer fühlt sich heimisch und sicher in der Niederlassung von Hankau. The Bund, die Uferstraße, gleicht einer vergrößerten Rheinallee an einem um das dreifache verbreiterten Rhein. Man weiß wohl: ein paar Tagereisen stromaufwärts führen mitten in das raube halb wilde Szechwan, die verschlossenen Provinz des Landes, zum Uebergang in das noch rauhere Tibet. Die gelben Menschen, die stromauf und stromab an beiden Ufern in uralten Städten wohnen und ihre phantastischen Pagoden auf den Hügeln errichteten, sind uns fremd wie die Bevölkerung eines anderen Sternes. Die Niederlassung von Hankau ist ein kleines, doch mächtiges Einprengsel der weißen Rasse. Noch nicht tausend Europäer und Amerikaner, von denen viele ihre Frauen und Kinder bei sich haben, bilden diesen Fremdkörper in dem ungeheuren Organismus Chinas. Ihr aller Leben, Gesundheit und Eigentum schwebt hier gleichsam in der Luft. Doch bleiben die Unterschiede der Nationen sorgsam gewahrt in dieser einzigen großen Gemeinde. Ihre Gegenwart bedeutet Geldverdienen, und damit haben sie in diesem Boden, den sie in einem steten eifersüchtigen Ringen behaupten, Wurzeln geschlagen. Mitten in einer eingeborenen Bevölkerung von vielleicht zwei Millionen erbauten sie an einem Uferschnitt von höchstens vier Kilometer Länge das prächtigste Viertel. Der Grund mußte erst hinter den Quadern der Uferschöpfung aufgeschüttet werden. Die Häuser und Höfe sind europäisch solide und lehnen sich nicht im geringsten an chinesische Formen. Das Straßennetz ist in seinem Plane offen und regelmäßig wie ein Schachbrett. Die Gebäude der Firmen wetzeln mit denen der Konjulate an Stattlichkeit. Jede Niederlassung hat ihren eigenen Stadtrat, ihr Rathaus, ihre Kirchen und Klubs, ihre eigene Polizei, ihre bewaffneten Freiwilligen, ihre eigenen Schulen und Missionen. Steuern und Abgaben werden in jeder Niederlassung anders erhoben. Im Hintergrunde der Fremdenstadt liegen die Missionshospitäler und ein großes von italienischen und spanischen Nonnen verwaltetes Kloster. Die Fremden haben sich in den chinesischen Handel hineingearbeitet, stehen durch ihre Kompradors (Einkäufer) mit den chinesischen Geschäftshäusern in Verbindung, die sich mehr und mehr den fremden Methoden anbequemen, führen den ewigen, stillen, fruchtbaren Kampf des Handelsverkehrs mit Menschen, die man niemals ganz kennen lernt und deren Geschäftsmoral ins Schwanken geraten ist. Sie beschäftigen Tausende gelber Arbeiter in ihren Fabriken und an den Schiffen, die Maschinen, Baumwollwaren, Farbstoffe, Waffen, Kurzwaren, Papier und Glas den Strom heraufbringen und die Erzeugnisse des Landes fortnehmen. Sie trogen der feuchten ungelunden Schwüle des Sommers mit den schlaflosen Nächten, der alljährlich ihre Reihen lichtet, trogen dem Mergel und den Enttäuschungen, die ihnen der stumme Widerstand chinesischer Richter bereitet, die sich bei Streitigkeiten nicht selten mit allen erdenklichen Ausflüchten weigern, Recht zu sprechen, trogen den ewig zitternden Konjunkturen der Jahresernten und der Kursveränderungen, die oft jede Berechnung zunichte machen; sie vergrößern ihren Einfluß und ihre Geschäfte mit dem gewaltigen Ernst, den ihnen das Gesetz des Kapitals auferlegt, dieses Gesetz, das aus Hankau ein chinesisches Chicago entstehen läßt.

Mitten in der prächtigen Allee bei den Landungsbrücken tönt unaufhörlich der monotone Gesang der hart arbeitenden Kulis, knarren die chinesischen Boote an den Steintreppen. Und doch scheinen in dieser vornehmen, monumentalen Häuserreihe die hageren, geröteten Menichen, die in feuzenden, plärrenden Professionen Steine, Fässer, Säcke und Ballen über die Straße schleppen, nur zufällig vorhanden. Die Villen und Großhandelsbäuer tragen ihre Würde in deutschen, französischen und englischen Bauformen zur Schau. Blumige Rajengärten sind den hohen nüchternen Mauern der Fabrikschöfe benachbart, die nach gestohlenen Tee, nach Gerberlohe oder Chemikalien riechen und von chinesischen Arbeitern wimmeln. Festungsähnliche Banngelände mit vergitterten Fenstern wechseln mit behaglichen, hellen, grünbewachsenen Häusern, denen haushohe Gerüste mit hängenden Bastmatten Schatten geben. Leicht wie Gummibälle schwirren die nackten Füße der Nischäläufer über die sorgfältig geebnete und gesprengte Straße. An den Ecken stehen Postkisten in sauberen Akakiuniformen; hochgewachsene Punjabis mit rosenfarbenen Turban und schwarzem Bart oder geschmeidige bartlose Annamiten mit kreisrundem Strohhut, der in der deutschen Niederlassung mit einem schwarzweißroten Haarbusch geschmückt ist. Am frühen Morgen und in den späten Nachmittagsstunden bewegen sich hier elegante Reiter, Privatridjchas, Dogaris und Staatskutschken mit Dienern hintenauf, die in gelbe, blaugesäumte Staubmäntel gehüllt sind, und die weißgekleidete Welt der Europäer versammelt sich an der Rennbahn und in den Klubs mit ihren patentierten Regelbahnen und Billardsälen.

Die Europäerstadt besteht aus fünf Niederlassungen. Abwechselnd tragen die Straßen englische, russische, französische, deutsche und japanische Namen. Der englische Stadtteil ist der älteste. Er stammt aus dem Jahre 1861 und war der Dank der chinesischen Regierung für die britische Hilfe bei der Niederwerfung des Taiping-Aufstandes, der Hankau nach dreimaliger Belagerung in Ruinen zurückließ. Die anderen Konzessionen, außer der japanischen, die erst vor wenigen Jahren erteilt wurde, wurden 1896 gegründet. Damals räumte die Regierung den drei Staaten, die ihr im Frieden von Schimonoseki gegen die japanischen Ansprüche zu Hilfe kamen, in Hankau und Tientsin das Recht eigener Niederlassungen ein. Tausende von chinesischen Kaufleuten, Schreibern, Handwerkern betreiben jetzt ihre Geschäfte in den rückwärtigen Straßen der Europäerstadt. Ihre Läden und Werkstätten liegen in halbeuropäischen Steingebäuden; der gellende und klirrende Lärm ihres Straßenlebens umwoht die eng aneinandergedrückten Häuser der Taiping Road, an deren Ende das einem riesigen Zirkus ähnliche Gebäude des chinesischen Theaters sich erhebt. Hier in der Wba Cheong Road steht eine große Backsteinkirche mit der Aufschrift St. Pauls Cathedral. Ich betrete eines Sonntagsmorgens, vom Brummen der Orgel angelockt, die hohe kühle Halle, nehme Platz in einer der gothisch geschmückten Bänke, bestaune die chinesischen Bibel sprüche an den Wänden und den mit einem hohen Kreuz geschmückten Altar. Noch mehr aber die gut und gewaschen aussehenden Chinesen des Mittelstandes, die sich nach Frauen und Männern geschieden hier versammelt haben, und den Aufmarsch der Chorsänger mit dem Prediger und zwei Presbytern an der Spitze, wie man es in Amerika bei den Gottesdiensten der Episkopalkirche sieht.

Ein paar Straßeneden weiter steht die kleine vornehme St. Johns Kirche der Engländer. Chinesen haben hier keinen Eintritt. Da wegen der Hitze die Türen offen stehen, so sieht man drinnen die Leute knien; über ihren Häuptern bewegen sich die indischen Windfächer, die von zappelnden Chinesenjungen draußen gezogen werden. Die Europäer fühlen sich in diesem kleinen Umkreis als die Herren, so sehr, daß manche seit Jahrzehnten hier wohnen, ohne je ihren Fuß in die dunklen, stinkigen Gassen gesetzt zu haben, wo ein friedliches Gedränge das Leben der breiten Straßen verwirrend fortsetzt. Die alten Schweißstädte Hankau und Hanschang säumen mit ihren Gassen beide Ufer des kurzen Bogens, den der Hanfluß vor seiner Mündung in den Jangtse beschreibt. Bis zu dem braunen, von gefährlichen Wirbeln erfüllten Wadwasser dieser Flußmündung reicht die Fahrstraße der Ozeandampfer, die vor der Europäerstadt wie auf einer offenen Reede Anker werfen.

Man wird nicht müde, hier von einer Bank am Ufer das breite Schauspiel der Schiffe und der arbeitenden Kulis zu betrachten. Bei einer Gruppe von Dschunken, die mit durcheinander wankenden Masten im blendenden Wasser schaukeln, liegt ein kleiner Schleppdampfer, blau wie der Kittel eines Maschinisten. Eine kühle Brise geht über den Fluß. Der Himmel ist blau, mit einer durchsichtigen weißheidenden Decke darüber. Ein weißer Heckraddampfer mit der deutschen Flagge über den Sturzbächen, zwischen denen die das Wasser peitschenden Schaufeln wie optische Signale blitzen, kommt den Strom herauf. Eine Ameisenschar von lakaobraunen Menschen macht sich an den Leichterbooten zu schaffen, die am Kai liegen. Die dünnen, graulinenen Jaden leben naß auf den schmalen knochigen Schultern. Scheibensförmige Strohhüte, die mit einem breiten Band unterm Kinn befestigt sind, schützen die Gesichter gegen die Sonne. Oft auch nur ein Stück Zeitung oder ein billiger Fächer, der unter dem wie eine Krone um den kahlen Schädel geschlungenen Popf festgebunden ist. Kulis tragen blumig bemalte Leetisten über die Straße. Andere ziehen Baumstämme von einem Floß ans Land. Fünf Mann tragen einen dieser eisengrauen Stämme auf ihren fast brechenden Rücken. Sie gehen mit gebogenen Knien nach dem Kommando ihrer eigenen gepreßten Stimmen, stützen sich tastend mit einem Knüppel auf die Erde, und jeden Träger führt

*) Aus dem in den nächsten Tagen erscheinenden Buche: „Di oder Im neuen Osten“ von Alfons Paquet (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten u. Loening in Frankfurt a. M.).

ein anderer Kuli an der Hand. Schwere rohe behauene Steinplatten schwanen an Land, mit Striden an einer Dambusfange aufgehängt, die sich zwei Mann auf ihre Schultern laden. Mit wie sparsamer Bewegung werden diese Lasten aufgeladen, mit wie sicheren Schritten getragen. Das Neigen unter der Last formt sich in langgezogene grell einsehende Kehltöne. Vielleicht sind ja die Leistungen der Säger des chinesischen Theaters nichts anderes als das verklarte Abbild dieser rhythmischen Arbeitsgeänge, und die Kulis fühlen das, wenn sie des Abends in Scharen die Theater besuchen, ihre übelduftenden Zigaretten rauchen und die Ledigkeit ihrer Schultern im Anschauen prächtig kostümierter Schauspieler genießen. Die Lasten, die täglich am Bund von Hankau durch stöhnende Menschen ausgeladen werden, wären wohl leichter durch ein paar solide Dampftrane zu bewältigen. Aber die Lastträgergilden widersetzen sich, unterstützt von mächtigen Freunden, dieser Neuerung.

In den großen heißen Fabrikräumen der russischen Faktoreien wird Tee gereinigt und getrocknet. Es gibt Sorten, von denen schon in Hankau das Pfund fünf Rubel kostet. So der berühmte Zarentee aus dem Distrikt von Kinghschou am Pojangsee in der Provinz Kiangsi und die Sorten Kimun und Donsa aus Hunan. Selbst die Abfälle des Teestrauches, holzige Zweige, zu Staub verkümmelte Blätter, werden noch verwendet. Dampfpressen formen aus ihnen den sogenannten Zigarettee, der in einer immer gleich bleibenden Form bei den Völkern des inneren Asiens in den Handel kommt. Er dient den Eingeborenen Tibets so gut wie den Nomadenvölkern, den Bauern und Kosaken Sibiriens als unentbehrlicher Zusatz ihrer aus Wasser, Milch, Salz und Schafsfett bereiteten Suppen; jeder Teeziegel ist bei diesen Völkern zugleich ein Zahlungsmittel. Die guten Sorten des schwarzen Tees gelangen nach Rußland. Früher führten die Teelarabianer über Peking durch die mongolische Wüste bis nach Irkutsk. Seit einem Jahrzehnt aber werden diese großen Teetrachten von Hankau auf russischen Dampfern nach Wladimirof gebracht und gehen erst mit der sibirischen Bahn westwärts. Künftige Bahnen werden diese großen Teetransporte wieder durch die Mongolei führen.

Das Heiligtum einer jeden russischen Teefaktorei in Hankau ist die Probierstube. Sie ist ein Raum mit lahlen, geschwärzten Wänden, mit Verhängen vor den Fenstern, die das grelle Licht abblenden, eine Art Laboratorium, auf dessen Tischen in langen Reihen peinlich saubere Schalen, Rännchen und Tassen aus weißem Porzellan aufgestellt sind. Die Prüfer entnehmen den Bindosen die Proben auf weißen Papiertabletten, um zunächst den trockenen Tee zu beriechen. Es folgt die Kostprobe. Der chinesische Diener füllt von jeder Sorte das mit der Feinwaage gemessene Quantum in ein Rännchen, gießt aus einem kupfernen Kessel heißes Wasser nach, läßt den Tee nach der Sanduhr etwa vier Minuten ziehen und gießt den braungoldenen Trank in die kleinen Schalen. Der Schmecker nimmt mit dem Porzellanlöffel nicht mehr als ein Schlückchen von jeder Sorte in den Mund und speit es dann in eine Blechwanne, denn der frische Tee hat keine angenehmen Wirkungen auf den Magen. Auch die aufgekochten Blätter werden betrocknet, nachdem das Wasser abgeseihtet wurde, und das Resultat der Probe wird schließlich in das eigene „Teestaub-Journal“ eingetragen. Sechs große russische Teefirmen haben ihre Niederlassungen in Hankau; ihre Saison dauert nur zwei Monate im Jahr. In der übrigen Zeit haben hier die Russen das herrlichste Leben.

Es gibt noch andere Industrien in Hankau, die in der ganzen Welt nicht ihresgleichen finden. Viele der großen Ostasiensfirmen besitzen mehrere Faktoreien für verschiedene Zwecke. Weite Hallen dienen nur der Lagerung und Verladung des Sejams, dessen braune linsenförmige Körnchen in raselnden Strömen die von Staub umwölkten, von Schwalben umflogenen Reinigungsmaschinen durchlaufen und die Säde füllen. Die englischen Firmen betreiben in der Hauptsache Neederzeigefabrik und Versicherungen. Deutsche Firmen suchen ihren Gewinn an Holzöl, Daunensedern und Schweinsborsten. Es gibt mehrere Albuminfabriken. In der größten, die einer deutschen Firma gehört, werden während der Sommermonate bis zu zweihunderttausend Enteneier täglich verarbeitet. Ein paar hundert chinesische Weiber und Kinder sind dann mit nichts anderem beschäftigt als mit dem Aufschlagen der Eier, von denen das Weiße und das Gelbe in besondere Vottiche gesammelt wird. Das erstere wird mit chemischen Zusätzen in Europa für industrielle Zwecke verwendet. Das Eigelb wird in Pfannen eingetrocknet, um dann in Pulverform versandt zu werden, oder man füllt das Dickflüssige in zinnerne Büchsen; dabei findet es in photographischen Fabriken und als düstende Bizuitsubstanz im Konditoreigewerbe Verwendung. Natürlich geschehen diese Arbeiten unter Aufsicht und mit größter Sauberkeit. Eine amerikanische Firma schlachtet Schweine in Masse und versendet das gefrorene Fleisch. Andere Firmen füllen Früchte mit dem vegetabilischen Talg, der aus den knollenförmigen Früchten des Stillingia-Baumes gewonnen wird, versenden Schiffsladungen von roh zubereiteten Wüßelhäuten, Ladungen von Baumwolle oder Gallnüssen oder Jute, Hanf und Chinagrass, das die Seilerei verbraucht. Die angloamerikanische Tobacco-Company erzeugt in ihrer hiesigen Faktorei nicht weniger als zwei Millionen Zigaretten täglich. Angestellte der Gesellschaft bereisen das Land wie Missionare, die auf den Marktplätzen der Dörfer den Tabakanbau predigen, Flugschriften verteilen, Tabaksaat umsonst abgeben. Außer den Fabriken der Europäer bestehen in Hankau aber auch große chinesische Unternehmungen, an ihrer Spitze das berühmte Eisen- und Stahlwerk

von Hanjang und die stark beschäftigten Janghs-Ingenieurwerke, die Schiffe und Stahlkonstruktionen bauen. Die Regierung hat eine Papiermühle, eine Nadel- und Nagelfabrik, ein Zementwerk, ein Wasserwerk und eine elektrische Kraftstation errichtet, und auf beiden Ufern des Stromes sind Getreidemühlen, Ölpresen und Erzschmelzen erstanden.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Hans Hyan. Güter der Unschuld. (1912. 4. Auflage Pan-Verlag.) Bei dieser Novellensammlung fällt mir ein: warum gibt es noch keine gute Auswahl von Hyans Arbeiten? Jetzt muß man sie sich so zusammenfuchen: hier ein Buch, da ein Heft, Zeitungsausschnitte. . . . Ueberall sind die prachtvollen kleinen Geschichten zerstreut, die mit so unglaublicher Kraft geschrieben sind. Denn das haben wir ja jetzt wieder bei Webekind erlebt: es kommt nicht nur darauf an, daß man eine neue Farbenbezeichnung für den Nachnebel findet oder dergleichen — Hyan ist in der Sprachtechnik durchaus konventionell, aber es ist etwas in den Sätzen, unter den Worten . . . vielleicht sagt er: Kinder! darauf kommt es ja gar nicht! — Kommt es auch nicht. — Aber einer von den hundert Romanstümmern soll einmal kommen und die Geschichte „Die heiße Hündin“ schreiben! — (Sie erischen feinerzeit auch im „Vorwärts.“) Wie da das Vergeltungsgefühl ganz harmonisch und klug für die Wirkung der Geschichte ausgenutzt ist, wie mit den einfachsten Mitteln so ein Aprilabend herausgebracht ist. . . . Kleine Lichter am Horizont, bräunliche Schatten und dunkelnde Bäume, zwischen den Heden zerklüngen sie einen prügelnden Gefängnisinspektor — das ist meisterhaft.

Und dann die Berliner Sprache. Hier ist er der einzige. Niemand versteht so den Tonfall, die letzten Feinheiten dieser Sprechweise. Nicht die Wiye — das können viele. Nein, das andere, tieferliegende: Trauer und Enttäuschung und Wut und immer das skeptische, sich selbst und die anderen Belächeln. . . . Nur nicht ernst nehmen! — Wie er diesen Rhythmus des Jargons versteht! — „Mensch liege nich . . .!“, sagt der Kalfakter Bunte zu einem in der Wut, „Wat liegtst denn fortwährend?! . . . Du tuist am besten, wenn de det Maul janich uffmachst! Denn du liegst doch bloß! So'n Lügner!“ — Dieser singende Tonfall in der Wut: „Schnauze! sag ich! Schnauze!“ — So taufenmal. — Faule Jungs, und überfallene Dirnen, (die auch in diesen Momenten die Lektüre des „Total-Anzeigers“ nicht vergessen haben) und der trockene Humor der Angeklagten — aber von ihnen, nicht vom „Publikum“ aus gesehen . . . man lese das Buch.

Wir aber wünschen uns eine Hyan-Auswahl. Die „Heiße Hündin“ müßte darin sein, und „Schacherchen“ und „Das Geschenk“ — und das schönste von allen, das berühmte Gedicht: Die letzte Nacht —: „Verdammt! Ru sig ich in det Loch — schon fast 'n Jahr un janz in Eisen . . .“

Vorläufig aber wollen wir uns an dem freuen, was da ist.

R. T.

Volkswirtschaft.

Wieviel Menschen kann die Erde ernähren? Die Frage hielt man bis vor kurzer Zeit für „brennend“. Damals, als man bewies, wie die Menschheit sich immer stärker vermehrt und der Kampf um die Futterplätze immer verzweifelter werden müßte.

Gegentwärtig ist die Sorge der Wissenschaft ins Gegenteil gerichtet. Der jähe Geburtensturz, der eine internationale Erscheinung ist, erfüllt die ehemaligen Ueberbevölkerungspolitiker mit schreckenden Todesahnungen steigender Entvölkerung.

Dennoch ist die Frage nach der Leistungsfähigkeit der Erde keine ganz müßige Spielerei, weil sie, vernünftig gestellt, die andere Frage, die die soziale Lebensfrage ist, einschließt: kann die Erde die Menschen gut ernähren? Ist die Massennot eine natürliche Erscheinung oder nur eine Wirkung unsinniger Organisation der Gesellschaft?

In Schmollers „Jahrbuch“ untersucht der bekannte Weltstatistiker Karl Ballod das Problem. Die zu entscheidende Vorfrage ist, welche Lebenshaltung angenommen werden kann. Der größte Nahrungsspielraum ergibt sich bei pflanzlicher Nahrung; dann kann die ganze anbaufähige Erdoberfläche herangezogen werden, während bei Fleischnahrung das Haustier als Konkurrent der Menschen auftritt. Auf den Kopf der Japaner entfallen 200 Kilogramm jährlich an Getreide, in Deutschland 450 Kilogramm, in Amerika 1000 Kilogramm. Der Mehrverbrauch erklärt sich aus der Viehhaltung, die auch als Mittel der menschlichen Bekleidung nahrungserzeugend wirkt: wenn alle Deutschen sich nur in deutsche Wolle kleiden wollten, bräuhete man die Hälfte der landwirtschaftlichen Fläche für die Ernährung der Schafe.

Der englische Geograph Ravenstein hat auf der Erde Nahrung für sechs Milliarden berechnet, der Statistiker v. Firls erhöhte die Zahl auf neun Milliarden. Oppenheimer fand gar — unter Annahme technischer Zukunftsmöglichkeiten und Beschränkung der Nahrung auf Wurzelfrüchte und Gemüse — die Erde für 200—250 Milliarden Menschen nahrungsfähig.

Ballod kommt zu anderen Ergebnissen. Er hält die Schätzungen der Anbaufähigkeit der Erde für zu hoch. Er errechnet in den Tropen

80,8 Millionen Quadratkilometer anbaufähige Fläche (mit heute 600 Millionen Bevölkerung), in der gemäßigten Zone 23,3 Millionen Quadratkilometer anbaufähige Fläche (mit 1130 Millionen Bevölkerung). Nimmt man an, daß von diesen 5600 Millionen Hektar die Hälfte als Acker benutzt wird, und daß nach amerikanischem Maßstab, zur Ernährung eines Menschen 1,2 Hektar Ackerland gehört (einschließlich der Ernährung von Rutz- und Zugvieh), so kämen wir zu einer möglichen Erdbevölkerung von nur 2333 Millionen Menschen. Nach der deutschen Lebenshaltung ist auf den Kopf der Bevölkerung nur 1/2 Hektar erforderlich; das wäre ein Spielraum für 5600 Millionen Menschen auf Erden. Unter Zugrundelegung des japanischen standard kämen wir auf 22 400 Millionen Menschen. Man erkennt daraus, welche Bedeutung die Höhe der Lebenshaltung für die Frage hat.

Waldos kommt endlich zu dem Ergebnis, daß bei hoher Lebenshaltung die Menschheit sich noch verdreifachen könnte, auf etwa 5600 Millionen. Als hoher „standard of life“ gelten ihm die deutschen Verhältnisse. Daraus würde sich aber — wenn man alle diese Zukunftsspekulationen außer acht läßt — die aktuelle Tatsache ergeben: daß die Menschheit in ihrer heutigen Zahl allen ihren Mitgliedern eine dreimal höhere Lebenshaltung ermöglichen könnte als die deutsche der Gegenwart. Und diese Ziffer würde sich natürlich noch vervielfachen, wenn man den Kulturbölkern allein diese Gekung zuteil werden ließe. So beweisen auch alle diese an sich müßigen Spekulationen, daß die heutige Menschheit durch ihre politisch-wirtschaftliche Organisation des natürlichen Reichthums beraubt wird, der sich ihr darbieten könnte.

Gesundheitspflege.

Von Freibad und Schwimmsport in alter Zeit. Das Baden in kaltem Wasser, dem heute eine so günstige Wirkung auf die Gesundheit zugeschrieben wird, war im Mittelalter zu Heilzwecken nicht im Gebrauch, ja es galt sogar für schädlich. Trotzdem ist Baden und Schwimmen stets in deutschen Landen geübt worden, wenn es auch freilich „die unerzogenen muhwillig jugent zu Sommerszeit mehr der kurzweil und lusts halben, dann aus notdurft“ tat. Haben doch schon die alten Germanen sich mit Vorliebe in den kühlen Bässern ihrer Flüsse getummelt, so daß man die Freude am Baden direkt als eine deutsche Nationalleidenschaft wie das Trinken bezeichnet hat. Schon Cäsar erzählt von dem Baden der Germanen, wobei er hervorhebt, daß die ganze Jugend, Mädchen und Knaben, miteinander ins Wasser gingen. Außerordentlich war die Schwimmkunst ausgebildet. Die Bataver waren nach Tacitus darin so geschult, daß sie mit Pferden und Waffen in geordneten Scharen über den Rhein dringen konnten. Die Römer bewunderten bei den Germanen diese Schwimmfähigkeit, die sie in den Kriegen der Jahre 69 und 70 zu ihrem Nachteil genügend kennen lernten. Das Schwimmen gehörte im Mittelalter zu den sieben ritterlichen Künsten, die jeder wohlgezogene Knabe erlernen mußte. Aber allmählich, im hohen Mittelalter, ging diese Freude am Wassersport doch zurück. Zwar führt Alfred Martin in seiner Geschichte des deutschen Badewesens eine Reihe von Beispielen an, in denen auch Mönche und Nonnen in Flüssen und Seen sich dem Schwimmen hingaben, aber im ganzen stand die Kirche dem Flußbad doch unfreundlich gegenüber; ihr schlossen sich aus verschiedenen Gründen die Aerzte und Pädagogen an, und so ward das Baden allmählich zu einem Kinderpiel, an dem sich nur lede, tolle Gefellen, wie Studenten und Handwerksburichen, beteiligten, während der ehbare Bürger von all dem „Schwemmen, Waten und Wajchen“ nichts wissen wollte. Die Behörden erließen zahlreiche Verbote gegen das Baden; die Aerzte warnten vor dem kalten Wasser, das nur vom Sonnenschein erwärmt wird; die Schulmänner wetterten gegen diese Unart, und in vielen Schulordnungen heißt es ähnlich wie in der des Hamburger Johannesums von 1537: „De an dat Water gehn unde sid baden unde schwemmen gelid als de Gise edder de Entechen — schälen schwehrliden gestraffet werden.“

Der Hauptgrund für solche Verbote lag aber nicht in der schädlichen Wirkung des Bades auf Gesundheit oder Sitten, die man befürchtete, sondern in der Furcht vor dem Ertrinken, das namentlich in den größeren Flüssen sehr häufig vorkam. Ueberall gab es nur „Freibäder“ in der allerprimitivsten Form, und bis ins 19. Jahrhundert fehlte in Deutschland die Gelegenheit, „sicher und bequem“ zu baden. Freilich war schon ab und zu im Mittelalter für geeignete Stellen zum Baden im Freien gesorgt worden. Doch ein richtiger Schwimmsport konnte sich erst entwickeln, als Badeanstalten erbaut wurden. 1760 ist von Poitevin die erste Badeanstalt in Paris errichtet worden; sie lag auf zwei Schiffen in der Seine, aber man badete nicht im Fluß, sondern das Flußwasser wurde in Badewannen gepumpt. Unterdessen war durch Roussseau der Bann gebrochen worden, der bis dahin noch auf der Pflege und Uebung des Körpers gelastet. Ueberall ward die Uebung des Leibes neben der des Geistes betont, und die deutschen Erzieher, die die neuen Ideen aufnahmen, erkannten im Wassersport ein wichtiges Mittel der Abhärtung. Das Schwimmen wurde nun allgemein in die Erziehungsanstalten eingeführt. Salzmann veranstaltete Dauerschwimmen und Guts-Muths wurde mit seinem Lehrbuch der Schwimmkunst (1798) zum Begründer des modernen Schwimmsports; er schuf unseren heutigen Schwimmunterricht, erfand Schwimmgürtel und Angel. Badeanstalten wurden nun zum dringenden Bedürfnis; das erste große bewartige Institut in Deutschland wurde 1777 auf dem Rhein bei Mannheim errichtet.

Als 1781 der Wiener Arzt Ferro eine Badeanstalt auf der Donau gründete, wurde er noch hart angefeindet, aber schon 1807 war in Deutschland keine bedeutendere Stadt mehr, „in der nicht Fluß- und andere Badeanstalten angelegt worden wären“. Man sticht sich damals viel über die beste Art, ins Wasser zu kommen, ob man mit den Füßen voran nach deutscher Art langsam ins Bad steigen oder sich nach englischer plöblich mit dem Kopf voran hineinwerfen solle. 1817 wurde durch den General von Pfuel das Schwimmen in die preussische Arme eingeführt. Im engsten Zusammenhang mit dem Aufschwung des Schwimmsports in Deutschland steht auch die Errichtung von Seebadeanstalten, für die England Vorbildlich war. Lichtenberg trat hier als Anreger auf, aber die Aerzte verhielten sich pessimistisch, „weil unsere Küsten der für die englischen Bäder so wichtigen Wärme des Atlantischen Ozeans entbehren“. 1794 gründete der Rostocker Professor S. G. Vogel das erste deutsche Seebad in der Ostsee bei Doberan und trat in Wort und Schrift für den Nutzen der Seebäder ein. 1797 folgte das erste Nordseebad auf der Insel Norderney, und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde dann eine große Zahl von Seebädern errichtet.

Aus dem Tierreiche.

Wie die Biene den Blütenstaub einsammelt, kann selten mit hinreichender Genauigkeit beobachtet werden. Ein Mitarbeiter der „Nature“ gibt darüber genaue Auskunft und hofft, diese Tätigkeit des nützlichen Insekts auch bald in kinematographischen Bildern festhalten zu können. Durch die Kinematographie lassen sich solche Naturvorgänge vorzüglich studieren, da man die aufgenommenen Bilder mit geringerer Geschwindigkeit, als sie einander in Wirklichkeit folgen, am Auge vorüberziehen lassen kann. Es kann jetzt jedenfalls als festgestellt gelten, daß die Biene den Blütenstaub in die Spalte zwischen der Mittelhand und dem Unterschenkel hineinschobt und dann in das sogenannte Pollenkörbchen an der Außenseite des Unterschenkels hineinpreßt, indem sie jene Spalte schließt. Eine Biene wurde mehr als 5 Minuten lang verfolgt, wie sie von Blume zu Blume flog. Während dieser kurzen Zeit vermehrte sich die Ladung jedes Korbes sichtbar um eine beträchtliche Menge. Die Biene legte aber nicht ein einziges Mal ihre Beine übereinander, um den Blütenstaub von der Mittelhand abzutragen, welches Verfahren man bisher für die gewöhnliche Art der Einsammlung gehalten hatte. Dagegen wurden die inneren Seiten der Mittelhand häufig in der Längsrichtung aneinandergerieben, was bei der Beladung der Pollenkörbchen ohne Zweifel wesentlich mitwirkt. Die Hinterbeine dagegen wurden niemals in eine Berührung miteinander gebracht. An der Mittelhand bleibt der Blütenstaub durch die bürtigen Haare, mit denen sie besetzt ist, haften. Außerdem trinkt die Biene den Blütenstaub mit Nektar, indem sie ihn mit der Zunge beledt. Der Nektar wird dann auf die Mittelhand der mittleren Beine und dann auf die der Hinterbeine übertragen. Nun erst bleibt der Blütenstaub an den Hinterbeinen hängen. Die drei Beinpaare wurden sehr häufig in Berührung gebracht, aber die Bewegungen waren oft so schnell, daß der Beobachter ihnen mit dem Auge nicht zu folgen vermochte.

Tiere auf Eroberungszügen. Die Verbreitung von Pflanzen und Tieren über die Erde ist in einer stetigen Veränderung begriffen. Zwar ziehen das Klima und die Ernährungsverhältnisse der Ausdehnung des Bereichs jedes Lebewesens bestimmte Grenzen, aber da auch die klimatischen Zustände wie die übrigen natürlichen Verhältnisse jedes Landgebiets gewissen Schwankungen unterworfen sind, so greift ein Tier oder eine Pflanze bald einmal auf einen neuen Bezirk über, bald schiebt sie sich auch von einem bisher besessenen Gebiet verdrängt. Manche Tiere aber sind Wanderer in ganz besonderer Bedeutung und gehen auf eigentliche Eroberungszüge aus. Besonders bekannt ist diese Tatsache von den Ratten, deren eine Art sogar eigens als Wanderratte bezeichnet wird. Eine Tierwanderung im größeren Stil hat ein Mitarbeiter der Wochenchrift „Englisch Mechanic“ in Schottland beobachtet. Dort waren in einem großen Bezirk noch vor einem halben Jahrhundert weder Ratten noch Kaninchen noch Maulwürfe noch Igel vorhanden. Seitdem aber haben sie das ganze Hochland in Besitz genommen, und zwar in einer bestimmten Reihenfolge. Zuerst erschien das Kaninchen, wobei der Mensch keine Beihilfe leistete. Dann folgte die Ratte, und zwar gleich in ungeheuren Hugen, während das Kaninchen verhältnismäßig bescheiden geblieben war. Die Einschleppung dieser Rager erfolgte wahrscheinlich durch ein Schiff, das eine Woche lang in einer sonst selten besuchten Bucht vor Anker blieb. Der Auszug der Ratten aus dem Schiff, die wahrscheinlich durch den Anblick naher Häuser verlockt worden waren, wurde von zahlreichen Leuten beobachtet, ohne jedoch verhindert werden zu können, und es ist unmöglich gewesen, der Ratten später Herr zu werden. Auf eigene Faust eroberte der Maulwurf das Land und beherrscht es jetzt seit etwa zwanzig Jahren. Vor zwölf Jahren wurde danach zum erstenmal ein Igel beobachtet. Bei dem engen Zusammenleben, das in Schottland zwischen dem Menschen und der Natur herrscht, kann eine Auslösung über diese Veränderung der Tierwelt als ausgeschlossen gelten.